Im Wirkungskreise der Frauen.

Hygienische Bedeutung der Gewitter.

Schwer lastet des Sommers Hitze und Schwüle auf Körper und Geist. Je länger die Hitze andauert, umso gesättigter wird der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, und dem Organismus fällt es immer schwerer, seinen Schweiß nach außen hin zu verdunsten. Es treten dann leicht Fälle von Hitzschlag ein, der nichts anderes ist, als das Ergebnis innerer Wärmestauung. Dazu nimmt die elektrische Spannung in der Atmosphäre in beängstigender Weise zu, bis ein erlösendes Gewitter allen diesen Schädlichkeiten ein Ende bereitet.

Durch die gewaltigen Regengüsse wird der heiße Staub der Luft, werden Krankheitserreger, Fäulnisstoffe und trockener Schmutz der Straßen in die Kanäle geschwemmt und sickern in tiefere Erdschichten, sodaß sie jedenfalls unschädlich werden. Ein großer Teil der Wassermassen verdunstet, wodurch so viele Wärme verbraucht wird, daß die Entwärmung des Körpers nun leicht vonstatten geht. Das heiße Straßenpflaster, die sonnendurchglühten Häuserwände kühlen sich ab und bald bläst ein frischer Hauch erquickender Luft in unsere schwülen, dunstigen Wohnungen.

So stellt sich das Gewitter als luftreinigender „himmlischer" Sendling dar, dessen wohltätige Wirkungen man durch die weitgeöffneten Fenster mit tiefen Atemzügen wahrnehmen soll.

Luftreinigenden Einfluß übt das Gewitter auch durch die Bildung von Ozon aus, jenes energischen Oxydationsmittels, das auf alle Miasmen, Fäulnis- und Krankheitserreger abtötend wirkt. Ueberhaupt bringt der Blitz ganz gewaltige chemische Veränderungen in der Zusammensetzung der Luft hervor, deren günstige Einwirkungen auf den Körper wir wohl fühlen, aber noch nicht genügend erklären können. Wir wissen zum Beispiel, daß der Stickstoff mit dem Wasserstoff des Regens unter Mithilfe des Blitzes Ammoniak bildet, und mit dem Sauerstoff salpetrige Säure. Diese Entladungen der Luftelektrizität sind für unseren Körper jedenfalls sehr bedeutungsvoll; sie bilden mächtige Lebensreize, die eine kräftige Umstimmung in unserem Wohlbefinden erregen, wie jeder nach einem Gewitter mit großem Behagen fühlt.

Auf einer Wirkung der atmosphärischen elektrischen Spannung der Nerven beruht wohl auch die Gewitterfurcht sensibler, nervöser Leute, die ein Gewitter oft schon lange vor dem Ausbruch als „Beklemmung und Bangigkeit „in den Gliedern" fühlen. Erwachsene sollen aber wenigstens vor den Kindern sich nichts davon merken lassen, sondern bei diesen der abergläubischen Gewitterfurcht durch Aufklärung vorbeugen, indem sie ihnen die höchst wohltätigen gesundheitlichen Eigenschaften des Gewitters schildern. Die gewaltig erschütternden Erscheinungen von Blitz und Donner sind eben die notwendigen Naturwehen, die eine neue, reine Lebensluft hervorbringen.

Bei dieser Gelegenheit sei noch einmal auf einige zu beachtende Punkte bei Ausbruch eines Gewitters hingewiesen. Vor allen Dingen sollen diejenigen, die von einem Gewitter im Freien überrascht werden, niemals Schutz unter alleinstehenden Bäumen oder Türmen Schutz suchen; denn der Blitz sucht sich immer diese gerade aus, in die er gern einschlägt. Lieber werfe man sich platt auf den Boden und setze sich einem Regenbad aus. Auch wandere man nicht bei einem Gewitter über Land, welches keine Bäume oder Häuser aufweist, die genügend Schutz als Blitzableiter bieten. Im Hause vermeide man Zugluft; aber gut ist es, ein Fenster oder eine Tür offen zu haben, damit bei eventuellem Einschlagen die Schwefelluft, welche der Blitz um sich verbreitet, hinausziehen kann und nicht erstickend oder betäubend wirkt. Ist ein Blitzableiter auf dem Hausdach angebracht, so ist es ratsam, ihn jedes Jahr nachsehen zu lassen; denn wenn er nicht in Ordnung ist, kann er dem Hause mehr Schaden bringen als er Schutz bedeutet.

Blumenblüte und Mädchenblüte.

Ein Rosenbeet im März und ein Rosenbeet im Juli, welch ein Unterschied! Im März nichts als das gedüngte schwarze Beet, mit recht unerquicklichen Gerüchen und dazu der kahle graugrüne Stamm. Und dann im hohen Sommer die herrlich glühende Blüte, die den ganzen Garten mit Düften erfüllt!

Habt ihr wohl einmal daran gedacht, was für ein meisterhafter Verwandlungskünstler doch solch ein Rosenstock ist, der aus dem Mist eine Rose zu gewinnen vermag? Aus dem dunklen, schmutzigen Erdreich weiß er die Säfte zu saugen für Farben und Düfte, die nicht die leiseste Spur ihrer Herkunft verraten. Oder seht ein Veilchen am Rasenhang. Woher dieser süße Duft und diese tiefe Farbe? Aus der grauen Erde hervorgezaubert. Jede Pflanze ist eigentlich eine solche Werkstätte, in der ununterbrochen die Erdstoffe in Blüten verwandelt werden.

Wir Menschen lassen uns oft von den Blumen und ihrer Verwandlungskraft beschämen. Beim Rosenduft merkt niemand mehr auch nur die leiseste Spur des Erdengeruches. Unser Antlitz sollte unsere Rosenblüte sein. Und unser Erdreich ist das Leben. Und unsere Seele ist bestimmt, die Verwandlung hervorzubringen und dafür zu sorgen, daß alles, was uns im Leben widerfährt, auch wirklich in eine Blüte verwandelt wird voll Duft und Lieblichkeit — statt daß alles Unangenehme, Schmerzliche und Häßliche, ohne jede Verarbeitung sofort auf dem Gesichte erscheint, wie eine Annonce auf einer Häusermauer. Wie viele Mädchen vergessen leider, daß es keine Mädchenblüte gibt ohne die Verwandlungsarbeit der Seele! Alles Widerwärtige und Aergerliche, was das tägliche Leben mit sich bringt, steigt gänzlich ungereinigt bis ins Antlitz empor. Wo soll da Blüte und Duft herkommen? Nichts als Bodengeruch und Erdfarben gibts bei solchen Menschen!

Und doch ist gerade das Unangenehme im Leben der beste Stoff, um daraus die edlen Kräfte zu gewinnen, welche Blüte und Duft hervorbringen. Es kommt nur auf die Verwandlungskraft an! Was man aus allem zu machen versteht, wie man Geduld und Selbstbezwingung daraus lernt.

Ich kann mir ein Mädchen vorstellen, das sich gerade dann, wenn ihm das Aergerlichste passiert, am stärksten zusammenrafft und liebenswürdiger und heiterer ist als je — um den Erdengeruch in Rosenblüte zu verwandeln. Das nennt man in der Sprache der Religion: „Das irdische Ueberwinden."

Die Leute sagen dann vielleicht: Ihr muß heute wieder etwas Schweres begegnet sein — man merkt es immer daran, daß sie dann so strahlend freundlich und wohltuend nach allen Seiten ist! Sie hat die große Verwandlungskraft — sie ist eine wirkliche Mädchenblüte!

Die erste Pfeife.

Von E. O. Hopp.

Heroisch hat sich's vorgenommen
Der Fritz, ein Pfeifchen keck zu schmauchen;
Allein schon wird ihm arg beklommen,
Ja, seine Opfer will das Rauchen!

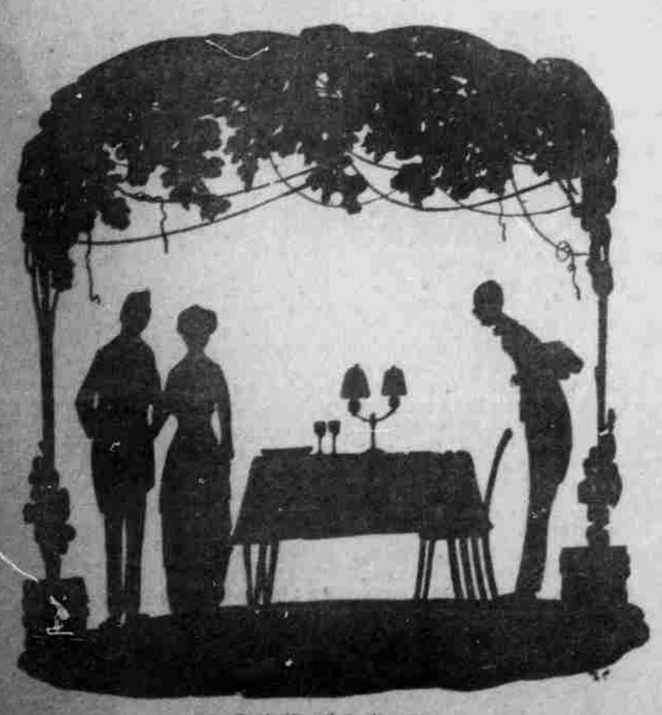
Die großen Brüder rauchen alle,
Es „schmoken" alle forschen Jungen,
Darum versucht er's hinterm Stalle,
Bis ihn der Taumelgeist bezwungen.

Am besten schmeckt doch, was verboten,
Tabak regt an zu stillem Sinnen —
Bald nah'n des Schlimmsten Unglücksboten,
Dann weicht der süße Traum von hinnen.

Die Frau muß die Interessen des Mannes teilen, ohne ihn mit Fragen und mit Kritik zu bestürmen.

Wie oft lodert die Fackel der Hochzeitsfeier und dient nur zum Entflammen des Holzstoßes, auf welchem ein Dasein verzehrt wird.

Wandel.



Die Optimisten haben's gut.
Doch wer das Bild betrachten tut,
Der muß auf dieser Erden
Schwarzseher plötzlich werden.

Der deutsche Schäferhund.

Dank seiner Intelligenz, Anhänglichkeit und Gutmütigkeit — einer seltenen Kombination von guten Eigenschaften — hat sich der deutsche Schäferhund oder, wie er hier meist genannt wird, der „Polizeihund" in Amerika immer weitere Kreise erobert. Er wird hier nicht nur, ebenso wie in Deutschland, als ein wichtiger Faktor in der Verfolgung von Verbrechern geschätzt und deshalb von den Polizeibehörden der meisten großen Städte zur Unterstützung der Mannschaft herangezogen, sondern er hat sich auch einen festen Platz im Hause geschaffen, wo er als treuer Wächter und gleichzeitig als Spielgefährte der Kleinen gehegt und gepflegt wird. Gerade die letztere Seite seines Wesens hat dem deutschen Schäferhund in Familien, die der Kinder wegen sonst nie etwas vom Halten eines Hundes wissen wollten, Eingang verschafft, da es den Eltern naturgemäß ungemein wertvoll ist zu wissen, nicht befürchten zu müssen, daß der Hund beim Herumtollen mit den Kindern nicht über die ihm gezogenen Grenzen hinausgeht, wogegen eben seine Gelehrigkeit Gewähr leistet.

Seine junge Frau.

Skizze von **Vera Bern.**

Wandernde weiße Wölkchen huschten spielerisch über das durchsichtige Blau des Himmels, spiegelten sich in den tänzelnden Wellen des Vierwaldstätter Sees, die der Wind mit glucksendem Geflüster an das Ufer spielte. Wie ein heimlich unterdrücktes Kichern, wie das Raunen einer glücklichen Frau klang das leise Plätschern.

Hans Dortrecht, der junge Internierte, verschlang die Hände ineinander, schute die Stirn an das Fensterkreuz und lauschte hinaus in den lichtübergläntzten Tag. Aber sein Herz schlug ihm so stark in der Brust, daß es das Frühlingsweben da draußen übertönte.

Er ging in die Tiefe des Zimmers zurück, lockerte die Zweige mit den leuchtend bauschigen Mimosen, die in einer roten Vase neben den beiden blütenweiß überzogenen Betten standen, und zerrte an den roten Nelken, die ihren süßen Duft auf dem runden Tisch am Fenster des Wohnzimmers verhauchten. Dann warf er sich in den breiten, tiefen Sessel, deckte die Hand über die Augen und lächelte, lächelte in die Vergangenheit zurück — der Zukunft entgegen. Alles was dazwischen lag an Schmerzen und Entbehrungen war wie ein Traum . . . ein langer, düsterer, zweiundeinhalbjähriger Traum.

Aber nun war er erwacht, erwacht zu neuem Leben. In einer Stunde kam sie — sie, Hanna Dortrecht! Das Liebste was er auf Erden besaß — das junge, frische Ding, das er kaum acht Tage als seine Frau in den Armen gehalten nach der Kriegstrauung in den schwülen ersten Augusttagen 1914. Dann hatte er hinaus gemußt mit den anderen. Er sah sie noch auf dem Bahnsteig stehen und winken — winken, mit Armen, die immer matter wurden; ihr weißes Tüchlein züngelte noch immer in die Ferne, als seine Augen bereits tränten von dem Zurückstarren. Auf dem ersten Bahnhof kritzelte er eilig einige Worte auf eine Karte, nur daß er zögerte, als er die Adresse schrieb. . . . Ja richtig — nicht mehr — Hanna Leisner, so hieß sie längst nicht mehr — seit acht Tagen nicht mehr — Hanna Dortrecht mußte er schreiben! Hanna Dortrecht! Am liebsten hätte er ja geschrieben: An meine liebe, junge Frau Hanna Dortrecht. . . .

Immer wenn er an den Abschied zurückdachte, sah er sie so auf dem Bahnsteig stehen, mit ihrer zierlichen Mädchengestalt, dem schmalen Gesicht, den großen, braunen Augen; so fassungslos hatten sie ihn angestarrt, als er sie zum letztenmal auf den Mund küßte — den schmollenden Kindermund, der immer wiederholt hatte:

„Warum denn? . . . Auf wie lange denn, sag' doch?" . . .

Wie bang war ihnen gewesen vor der langen Trennungszeit.

Er wußte, wie schwer man an der Sehnsucht trug. Er war als Kind einmal acht Stunden ganz allein durch den finsteren Wald gelaufen, um zu seinen Eltern zurückzukehren, als man ihn zu Verwandten auf's Gut geschickt hatte.

Er hatte es ihr erzählt und gemurmelt:

„Aber jetzt, Hanna . . . und wenn's mich noch so packt, das Sehnen nach dir — jetzt gibt's kein Zurück! Ich muß es versuchen, nicht an dich zu denken, denn sonst, Hanna — mach' es mir nicht schwer!"

Da hatten sich ihre Wimpern, wie im Versprechen, über ihre Augen gelegt, und sie hatte geflüstert: „Ich helf' dir schon!"

Der junge Internierte lächelte — so ein Kind war sie noch, seine Hanna! Als ob nicht jede Zeile, die sie ihm schrieb, aufs neue alles Sehnen in ihm aufgewühlt hätte, auch wenn sie sich tapfer hielt, und immer nur von der Zukunft schrieb, voller Frohsinn, und sich nur unpäßlich nannte, wenn es mal auch etwas Ernsteres war.

Er war damals nach dem Westen gekommen. Wollte Wunderdinge verrichten, um das Ende zu beschleunigen. Ja — und dann war es auch sehr bald zu Ende. Aber nur für ihn. Eine Kugel in den Arm — eine in den Rücken — — er sank um, streckte noch die Arme aus. — Ihm war, als stünde Hanna neben ihm. Dann verschwamm alles in rotem, heißem Dunst, und als er zu sich kam, lag er hoch oben auf einem ratternden Militärauto, und ein französischer Krankenträger bettete seinen Kopf auf die Füße eines Kameraden. Lazarett, Operation. Sein rechter Arm blieb steif — sein Fuß schleppte nach. Er kam nach der Forteresse de P. . . . Zweiundeinhalbes Jahr französischer Gefangenschaft!

Aber die Sehnsucht — diese immerwährende nagende Sehnsucht nach Hanna!

Von Zeit zu Zeit nur ein kleines, einseitig beschriebenes Blättchen: „. . . Vernünftig sein, Hans! Wenn du wüßtest, wie nah du mir bist! Ich sehe deine blauen Augen, sehe dich lächeln. Hab' Geduld. Wir werden sehr glücklich sein. Deine Hanna."

Eines Tages war er vor den kleinen französischen Kommandanten befohlen worden. Nachuntersuchung . . . Verhandlungen: „Sie kommen mit dem nächsten Transport nach der Schweiz." Er hatte ungläubig gelächelt.

Aber nach bangen Monaten fiebernder Erwartung stieg er in Lyon in den Zug. Und der Zug ratterte mit ihm über Brücken und Berge, durch Wälder und Täler. Er wußte nicht, ob er Tage oder Stunden gefahren war, als er zu Tode erschöpft in Genf ankam.

Am gleichen Tage noch hatten sie ihm gesagt, daß er sich seine Frau nachkommen lassen dürfte. Er war blaß geworden und hatte nach dem Arm eines Kameraden getastet.

Eine Woche später hatte er sein Gesuch eingereicht, sich privat einzumieten. Und hatte Hanna telegraphiert.

— — — Und heute . . . jetzt . . . in einer Stunde. . . .

Hans Dortrecht sprang auf, lief hin und her in dem hellen, sonnendurchtränkten Zimmer. Wie würde er glücklich sein hier, in der wundervollen Stille, mit Hanna! Dem tapferen Mädel, das seiner jungen Frauenwürde kaum bewußt geworden war, in jenen schmerzlich aufregenden Sommertagen.

Ueber ihm rückte die Wirtin mit den Möbeln, schalt. Kindergeplärr ertönte, schrill und laut. Ein Stuhl fiel um. Hans Dortrecht fuhr ärgerlich zusammen. No — das würde ja schön werden! Er hatte sich auf die stille Zweisamkeit gefreut. Die Wirtin hatte ihm versichert, daß man von ihren Kleinen nicht gestört werden würde, und ihm in die Hand versprochen, nur kinderlose Leute bei sich aufzunehmen. Aber der Kleine brüllte für zwei! Aergerlich klopfte er mit dem Stock gegen den Fußboden. Gleich am ersten Tage mußte man sich das verbitten.

Er sah auf die Uhr.

Ja, es war Zeit. Er fuhr mit der Bürste über seine graue Uniform, setzte die Mütze auf, ging zur Küche herunter:

„Also in einer halben Stunde bin ich mit meiner Frau da. Daß der Tee fertig ist! Recht stark. Sie decken bei mir, im kleinen Wohnzimmer, den runden Tisch am Fenster. Und dann sorgen Sie bitte für Stille da oben. Wenn's mir zu laut wird hier, ziehe ich aus. Meine Frau muß Ruhe haben."

Meine Frau — meine Frau. . . Immerzu hätte er das sagen mögen. — —

Hans Dortrecht stand auf dem Bahnsteig, ein Veilchensträußchen in der einen, eine Tüte mit Schokolade in der anderen Hand. Und plötzlich wurde ihm so seltsam bang um's Herz — so beklommen. Ein Wiedersehen nach zweiundeinhalbjähriger Trennung — — das war keine Spielerei — das war etwas Bitterernstes.

Wenn er ihr nun entfremdet war. So ein junges Ding — — — und sie hatte so wenig über sich geschrieben. Er krampfte die Hände zusammen. Einem Kameraden war es geschehen, daß seine Frau ihm am Tage ihrer Ankunft mitgeteilt hatte: „Sei mir nicht böse — ich werde Dich nicht vergessen — aber ich liebe einen anderen. Gib mich frei." Nur das nicht, mein Gott, no, das nicht! — —

Die Bahnhofsglocke läutete ihren zitterigen Klang. Gepäckträger stellten sich auf. In der Ferne stieg weißer Rauch in kurzen Stößen empor. Etwas Schwarzes schlängelte sich nah und näher. Eine schwarze Wand stand plötzlich vor ihm, von einer Fensterreihe durchbrochen. Und an jedem Fenster zeigten sich Köpfe, lachende, frohe Gesichter. Hans Dortrecht stand regungslos da, nur seine Augen schweiften nach rechts und links, suchten eine schmale Stirn von dunklem Haar umrahmt, eine zierliche, mädchenhafte Gestalt.

Und plötzlich schrie er auf. Alles tanzte vor seinen Augen. Er wollte vorwärts stürmen — er war wie gelähmt.

Da kam sie auf ihn zu . . ein Lächeln um den Mund, mit feuchtglänzenden Augen. Ganz langsam, mit kleinen, bedeutsamen Schritten kam sie auf ihn zu. Und neben ihr, an ihrer Hand, trippelte etwas Feines, Blondes, mit zwei frommen, weißen Beinchen, in einem gestrickten, hellblauen Anzug, und streckte die Aermchen aus und rief:

„Papa!" . . .

— — — Hanna Dortrechts Finger spielten mit den Mimosenblüten. Hans Dortrecht fragte:

„Warum hast du mir's verschwiegen, du? . . . Meiner Sehnsucht wegen? . . .

Sie nickte.

Hans Dortrecht sprang auf und riß die Tür auf.

„Frau Wirtin! Schicken Sie Ihren Kleinen herunter — er kann im Garten spielen . . . mit . . . mit meinem Sohn . . . mit . . .?"

„Mit Hans," ergänzte Hanna leise.

Die Sonne floß in tötlich warmem Schein in die helle Stube, als Hans Dortrecht seine junge Frau an sich zog und mit scheuen Fingern über ihr Gesicht strich, über ihre voll erblühte Frauengestalt.

Und draußen tänzelten die Wellen gegen das Ufer und das glucksende Plätschern klang wie das heimliche Raunen und Flüstern einer glücklichen Frau.

Im Kampf ums Dasein.

Das sei dir unverloren:
Fest, tapfer allezeit,
Bedeen dir beine Sporen
Zum Dienst der Menschlichkeit!
Rundum der Kampf aufs Messer: —
Kern du in dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser,
Als Wunden schlagen ist.

Freiligrath.

Dieses Dichterwort gilt für alle. Wir sollten es als Leitwort auf den täglichen Lebensweg mitnehmen, in dem Kampfe ums Dasein; in dem Kampfe um eine sichere Existenz, um eine gesellschaftliche Stellung, um Aemter und Würden. Viele gehen rücksichtslos, ohne auf den Nächsten bedacht zu sein, ihren Weg, treten alles, was ihr Vorwärtskommen hindert, achtlos mit Füßen. Schwer zu heilende Wunden werden oft dadurch geschlagen, und der Sieger erkauft seinen Erfolg häufig damit, daß er sich Feinde macht. — —

Wir alle haben es schon erlebt, wie bei einer großen Menschenansammlung ein jeder bemüht ist, in die vorderste Reihe zu kommen und den besten Platz zu ergattern. Genau so, wie es im Kampfe ums Dasein der Fall ist. Die Kleinen und Schwächeren, vielleicht auch besser Erzogenen, werden achtlos beiseite geschoben. Sie müssen sich puffen und schieben lassen, wenn sie nicht ebenso roh, wie die anderen, von ihren Ellenbogen Gebrauch machen wollen. Den Rücksichtslosen, den Siegern, folgt mancher Fluch, sie werden als Feinde betrachtet, und niemand wird ihnen im Notfalle gern Hilfe leisten.

Die Bescheidenen aber, und das sind wohl die Glücklichsten, besitzen oft das Geschick, sich ohne Anstoß durchzuschlängeln und sich den ersehnten Platz zu sichern, ohne Aergernis zu erregen. —

Jeder möchte seinen Platz an der Sonne haben. Andere sind im Wege, sie werden einfach weggeräumt.

Eine schönere Art, vorwärtszukommen, ist es aber, wenn man stetig, aber zielbewußt seine Arbeit tut, und sich dadurch Anerkennung und Beachtung verschafft, als mit roher Gesinnung den lieben Nächsten zu übertrumpfen sucht. Wer sich schwerer Waffen im Kampfe bedient, darf sich nicht wundern, wenn er mit ebensolchen Waffen angegriffen wird.

Beim Anstreben eines bestimmten Zieles, ganz gleich, welcher Art es sei, sollte ein jeder wohl überlegen, ob es die darauf zu verwendende Mühe lohnt. Es hat wirklich in diesem kurzen Leben wenig Sinn, sich besonders vorzudrängen, um eine Rolle zu spielen, blos um den Menschen zu zeigen, daß man mehr ist, als die anderen. Wenn das Ansehen nicht von selbst kommt als Frucht der Arbeit, so hat es keinen festen Boden und fällt meistens in sich zusammen. Man macht sich durch Rücksichtslosigkeit nur Feinde, die mit überlegenem Lächeln darauf warten, daß der künstlich aufgebaute Ruhm seinen Glanz verliert.

Im Grunde genommen ist es ja nur die liebe Eitelkeit, die dem beinahe krankhaften Streben nach Auszeichnung zu Grunde liegt. Man will etwas sein und bedeuten. Viele, die das nicht Dank ihrer geistigen Fähigkeiten erreichen können, werfen die Bescheidenheit über Bord und meinen ungestüm vorwärts drängen zu sollen. Alles Streben dieser Art ist verderblich. Die liebe Eitelkeit ist oft noch mit dem Neid gepaart, der es nicht sehen kann, daß es anderen Menschen auch gut geht im Leben. Hüte dich davor!

Das Leben ist ein einziger Kampf, in dem viele Wunden geschlagen werden. Von den Menschen aber hängt es ab, wie erbittert der Kampf wird und wie tief und schwer die geschlagenen Wunden sind.

Soldatenweiber.

Zu welchen für unser Empfinden abstoßenden Strafmitteln man noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts griff, zeigt folgender Bericht aus dem Jahre 1687: „Vergangenen Mittwoch hatten wir eine artige Exekution wider eine Weibsperson, die sich gegen das öfters geschehene Verbot heimlich mit einem Soldaten hatte trauen lassen. Sie wurde durch den Steckenknecht auf öffentlichem Markt an den Esel geschlossen und nachgehends von selbigem alle halbe Stunden mit sechs Eimer Wasser begossen. Diese Strafe währte von morgens acht bis elf Uhr. Es fehlte dabei nicht an einer großen Menge Volks, die ihr bei jedem Guß gratulierte. Wie sie endlich losgelassen war, wurde sie mit großem Geschrei zum Tor hinausbegleitet. Der Soldat sitzt noch in schwerer Haft, weil er ohne dieses Weib noch eine andere Frau hat, wobei noch besonders bemerkenswert ist, daß diese, des Kerls erste Frau, ebenfalls zwei Männer hat. Der Delinquent wird seine doppelte Heirat wohl mit dem Leben bezahlen müssen, es wäre denn, daß ihm der sonderliche Kasus mit seiner ersten Frau etwas zustatten käme."

Das rote Haar.

In Japan sind rote Haare verpönt, weshalb jede Japanerin, der die Natur solch leuchtendes Haar verliehen hat, bestrebt ist, dieses schwarz zu färben. Die Pflege der Schönheit, besonders des Haares, ist den Damen Japans ein heiliges Gesetz, sie wird sogar von den Priestern befohlen, denn „das Weib ist da, um zu gefallen". Nur schwarzes Haar mit bläulichem Glanz gilt für schön. Jede andere Farbe ist verachtet.

Eine japanische Sage erzählt über die Gewinnung des jetzt noch gebrauchten Haarfärbemittels folgender Sage. Einst lebte eine junge, reizende Frau, die volles, schönes Haar hatte, das ihr bis zum Gürtel reichte, aber es war nicht schwarz, es hatte die verhaßte rote Farbe. Die junge Frau grämte sich darüber so, daß sie fast krank wurde, kein Mittel ließ sie unversucht, sie färbte ihr Haar schließlich auch mit dem Safte der grünen Nüsse, doch bekam es nur eine braune Farbe — und sie wünschte doch so sehr, schwarzes Haar zu besitzen. Endlich hörte Mijajima, daß es in einem See auf Honde eine Insel gäbe, die auch Mijajima heiße, dort lebe Ko-ai, ein heiliger Schintopriester, der wüßte Rat für jedes Leid.

Da machte sich die kleine Dame reisefertig, verschloß ihr kleines Häuschen, das in einem freundlichen Gärtchen stand, und pilgerte wochenlang, bis sie endlich von ferne die Insel Mijajima im Binnensee erblickte. Ein Pilgerschiff nahm sie auf, und endlich sah sie das Heiligtum blinken. Mächtige, glänzende Zedernbalken bilden das Wahrzeichen jedes Schintotorbogens, mit heiligem Erschauern eilte das Frauchen durch das Tor und strebte in das Innere des Tempels. Aber Ko-ai war nicht da. Er lebe als Einsiedler im Gebirge, erklärten ihr die Priester, und wieder nahm sie ihre Wanderung auf. Endlich nach vielen Tagen, nachdem sie ihre kleinen Füße wunde und blutig gelaufen hatte, fand sie Ko-ai, wie er vor seiner Felsenhöhle saß.

Gütig hörte er die Bitte der Pilgerin an, ihrem Haare doch eine schöne schwarzblaue Farbe zu geben. Der Heilige war nicht böse über diese sonderbare Bitte, denn eine Frau hat die Pflicht, so schön zu sein, als ihr nur möglich ist. Er dachte lange und angestrengt nach. Dann sprach er: „Meine Tochter, es ist nicht leicht, dich noch schöner zu machen, als du bist. Doch suche die Blume, die nicht am Himmel wächst, noch auf der Erde, zerreibe ihre Wurzel und färbe mit dem Safte deine Haare — sie werden davon die gewünschte Farbe bekommen. Lebe wohl!"

Traurig machte sich die kleine Frau auf den Heimweg. Wo sollte sie eine Blume hernehmen, die nicht am Himmel wuchs noch auf der Erde?

Endlich langte sie bei ihrem kleinen Häuschen wieder an. Aber da hörte sie einen lauten Schrei der Freude und des Entzückens aus. Der Frühling war inzwischen ins Land gezogen und hatte ein liebliches Wunder vollbracht: in dunkelblauem Blütenschmucke prangte das Strohdach der niedrigen Hütte. Schwertlilien waren zu Hunderten auf dem Dache erblüht. Da hatte Mijajima nun, was sie suchte: die Blume, die nicht am Himmel wuchs noch auf der Erde. Kaum hatte sie ihren Pilgerstab in die Ecke gelehnt, so eilte sie schon auf das Dach und sammelte die wohlriechenden Irieswurzeln, und diese gaben ihrem Haar die lang ersehnte schwarzblaue Farbe. Seit jener Zeit zählt in Japan die Schwertlilie zu den gepflegtesten Kulturpflanzen, und es werden von ihr ganze Felder angebaut. Man sieht sie dort in allen Farben und Größen. Die Japanerinnen gewinnen daraus den begehrten Farbstoff, der rotes und braunes Haar in tief schwarzblaues umwandelt.

Das Passendste!

„Na, Sergei Ivanowitsch, — hast Du schon etwas Deutsch gelernt in der Gefangenschaft?"

Sergei: „Ach, nur Iberschrift von ein Lied; heißt: „Ich hab mich Dir ergeben!"

Großer Andrang.

„Stundenlang blieb ich im Hintertreffen. Endlich stürmte ich vor, durchbrach die feindlichen Reihen und hatte Erfolg."

„Was, — Du warst mit in der Schlacht?"

„Unsinn, Ich erzähl' Dir nur, wie ich gestern auf der Post meine Pakete los wurde."

O, diese Fremdwörter!

Dienstmädchen: „Wie geht es dem gnädigen Herrn?"

Zimmermädchen: „Schlecht! Der Doktor sagt, er habe ein Recitativ bekommen."

Das erste ist der Liebe ist der Sinn für einander, und das Höchste an einander.

Künstlerische Schattenbilder

„In der Ausstellung" von Marie Landsberger.